

Zum Geleit

Liebe Freunde und Wohltäter unseres Hauses Königstein!

Am Sonntag, den 5. September, haben wir wieder mit dem Bund der Vertriebenen und mit der Pfarrgemeinde St. Jakobus in Ockstadt einen Gottesdienst gefeiert, um 75 Jahre nach der Vertreibung dankbar unserer Heimatpriester zu gedenken. Immer noch erschwert die Corona-Pandemie unsere Arbeit und wir konnten mit der Pfarrgemeinde Ockstadt nicht alle Freunde des Hauses berücksichtigen, die zur hl. Messe kommen wollten. Aber das Echo auf den Gottesdienst war beeindruckend, auch wenn durch den Streik der Lokführer der Präses der sudetendeutschen Seelsorge Msgr. Dieter Olbrich nicht kommen konnte und der Vorsitzender unseres Instituts Pfarrer Dr. Helmut Gehrman aus der Schweiz zu lange mit seinem Auto im Stau stand. Deshalb danken wir Herrn Pfarrer Weckwerth und Herrn Weiser für ihr Engagement zum Gelingen des Gottesdienstes, nicht zu vergessen die Schola, die mit ihrem Gesang die Gemeinde unterstützte.

Wieder einmal hat sich gezeigt, dass es die Antwort der Schubertmesse auf die Frage war (und ist), die uns Vertriebenen half, das Leid zu ertragen und auch mit Hilfe unserer Heimatpriester, die das Wort des Propheten beherzigten: „Tröstet, tröstet mein Volk.“ Mehr darüber finden Sie auf den Seiten 27 ff.

In den Tagen nach dem Gottesdienst hatten wir viele Anrufe, die uns dankten, dass wir mit den beiden ersten Heften der Mitteilungen dieses Jahres die Tragik des Jahres 1946 betonten, als nach der wilden Vertreibung des Jahres 1945 die organisierte Vertreibung uns die Heimat nahm. Auch in diesem Heft haben wir uns bemüht, aufzuzeigen, dass „Not als Anruf Gottes“ nur als „Anruf aus dem Glauben“ überwunden wird, wie das Buch von Franz Lorenz mit seinen Materialien beweist.

Wir freuen uns über jeden Kommentar Ihrerseits über die Beiträge dieses Heftes, das große Persönlichkeiten wie die Orgelbauer der Firma Rieger oder Ida Friederike Görres vorstellt. Wir berichten in diesem Heft auch über Professor Hadrossek, der sich als Königsteiner Hochschullehrer ganz besonders für das Heimatrecht eingesetzt hat, das auch heute noch in vielen Teilen der Welt mit Füßen getreten wird.

Wir stehen leider noch immer unter der Last der Corona-Pandemie. Aber wir hoffen, dass Sie alle inzwischen geimpft sind und dass wir hoffentlich im nächsten Jahr endlich unsere Tage der offenen Tür wieder aufnehmen können. In der letzten Vorstandssitzung wurde auch von Pfarrer Gehrman als Termin für die leider mehrfach verschobene Wallfahrt nach Wien der 04. -10. Juli 2022 anvisiert. Berücksichtigt werden dabei alle, die sich bereits angemeldet und die Vorauszahlung überwiesen haben.

Liebe Freunde des Hauses Königstein, bleiben Sie gesund, damit wir uns bald wiedersehen können. Und unterstützen Sie uns bitte weiterhin, dass wir im Geist von Königstein weiter uns bemühen können, Sie und viele andere über unsere Heimat und ihre reiche Geschichte, Kultur und Kirche zu informieren. Das ist unsere Aufgabe, ja auch Verpflichtung.

In diesem Sinne grüße ich Sie alle im Namen des Vorstandes und aller Mitarbeiter herzlich

Ihr

Rudolf Gaulich

An den Strömen von Babel saßen wir und weinten, wenn wir an unsere Heimat dachten. Psalm 137-1

11.750.000 Deutsche wurden 1945/46 ihrer Heimat im Osten und Südosten Europas beraubt. Dabei gingen 2.111.000 Menschen zugrunde.

In der Nachkriegszeit 1945/46 kamen 250.000 kath. Christen als Flüchtlinge und heimatvertriebene Deutsche in die Erzdiözese Bamberg. Seit 1946 suchen sie in großen Jahreswallfahrten bei den Vierzehn Nothelfern Trost und Hilfe. In Dankbarkeit gegenüber dieser heiligen Stätte und deren Güter, dem Franziskanerorden, angebracht anlässlich der 50. Wallfahrt im Jahre 1995.

+ + +

Der Herr ist mein Hirte. Muß ich auch wandern in finsterner Schlucht, ich fürchte kein Unheil, denn du bist ja bei mir. Psalm 23-4

Im Wallfahrtsort Vierzehnheiligen ist die Gedenktafel in der Basilika zu sehen. Leider geht auch in Vierzehnheiligen die Tradition der Vertriebenenwallfahrten zu Ende. Vgl. den folgenden Artikel auf S.3 bis 7.

Wie lange gibt es noch sudetendeutsche Wallfahrten in Bayern?

Auch nach einem Dreivierteljahrhundert nach der Vertreibung aus ihrer angestammten Heimat wallfahren noch viele Heimatvertriebene zu verschiedenen bayerischen Pilgerstätten. Leider hat die Ackermann-Gemeinde in diesem Jahr erklärt, dass heuer die große Sudetendeutsche Wallfahrt nach Altötting zum letzten Mal stattfindet. In Nordbayern wurde die Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen im Erzbistum Bamberg nach Gößweinstein verlegt. In anderen bayerischen Diözesen wird die Tradition sudetendeutscher Vertriebenen-Wallfahrten noch gepflegt, so wie es über viele Jahre nach Flucht und Vertreibung der Fall war.

Nach dem schmerzhaften Neuanfang in der Fremde konnten die Vertriebenen bei diesen Wallfahrten die vertrauten Lieder ihrer Heimat singen und mit Heimatpriestern zusammentreffen. Gegen die innigen, gefühlvollen Lieder der alten Heimat, die sie im Diözesangesangbuch nicht vorfanden, schienen ihnen manchmal die Lieder im alten Reichsgebiet fast protestantisch-kühl. Als sich die Vertriebenen im Laufe der Zeit mehr und mehr in Gesellschaft und Kirche integrierten, kamen viele der Vertriebenen-Wallfahrten zum Stillstand und schliefen dann ganz ein. Da sie aber in den Nachkriegsjahren für die Seelsorge und das Selbstverständnis der Flüchtlinge und Vertriebenen von großer Bedeutung waren, sollten sie der Vergessenheit entrissen werden. Gelegentlich waren diese Wallfahrten so aus der Not geboren, dass sie nur Ereignisse eines Jahres waren, weil manche Flüchtlingslager aufgelöst wurden oder die neuen Gläubigen wegzogen, da es woanders, meist in den Städten, nach der Währungsreform eher Arbeit gab. Am Beispiel der Bistümer Eichstätt und Bamberg wollen wir auf einige vergessene Wallfahrten hinweisen.

Auf Einladung des Diözesanvertriebenenenseelsorgers, Georg Zischek, kamen im Mai 1947 über 1000 katholische Heimatvertriebene nach Heilsbronn, wo 260 von ihnen gefirmt wurden. Ebenso viele trafen sich im Sommer desselben Jahres in Raitenbuch bei Weißenburg. Am 27. Juli 1947 lud Bischof Michael Rackl die Vertriebenen zum Grab der seligen Stilla nach Abenberg und predigte dort vor 3000 meist sudetendeutschen Pilgern, die seinem Ruf gefolgt waren.

Noch im selben Jahr gab es eine Reihe weiterer ähnlich großer Wallfahrten, u. a. zur *Dreimal Wunderbaren Muttergottes* im Ingolstädter Münster, nach Berg bei Neumarkt und nach Beilngries. Viele Vertriebene aus der Diözese nahmen auf Einladung von Msgr. Zischek auch

in Sonderzügen an Wallfahrten außerhalb der Diözese teil, z. B. nach Altötting, Vierzehnheiligen oder auf den Mariahilf-Berg bei Amberg.

Für die Vertriebenen waren das Stunden tiefen religiösen Erlebens, und die einheimischen Katholiken wurden dadurch für die seelische Situation der Vertriebenen sensibilisiert. Man muss heute mit älteren Menschen sprechen, die solche ersten Wallfahrten der Nachkriegszeit noch erlebt haben, um die damalige Bedeutung zu verstehen. Die Protokolle der Priestertreffen mit Msgr. Zischek enthalten darüber manchen Bericht, und oft geben uns zeitgenössische Presseberichte genaue Angaben über die Zahl der Teilnehmer, über die Zelebranten und Prediger und den Verlauf von Wallfahrt und Heimattreffen. Überraschend sind dabei immer die relativ hohen Zahlen. So kamen 1947 immerhin 2000 vertriebene Katholiken zur Wallfahrt nach Berg bei Neumarkt, ebenso viele nach Beilngries und sogar 7000 nach Ingolstadt.

Man pilgerte damals von Seiten der Vertriebenen auch zum Habsberg und 1948 auch zu den Gräbern von St. Willibald und St. Walburga in die Bischofsstadt Eichstätt. Mit Sonderzügen kamen die Menschen von weit her, denn wer hatte damals ein Auto! Die Pilger zogen singend und in Prozession vom Bahnhof nach St. Walburga, wo der Hauptgottesdienst mit heimatlichen Liedern umrahmt wurde und ebenso am Nachmittag die Andacht im Dom.

Andere solcher Wallfahrten sind 1948 nach Hilpoltstein bekannt, auch nach Lauterhofen. In Schwabach wurde damals sogar eine alte Rumpelkammer der Pfarrkirche St. Sebald zu einer Kapelle der Heiligen der alten Heimat umgewandelt. Einzelne Landsmannschaften stifteten Statuen der hl. Hedwig und der hl. Elisabeth, des hl. Johannes Nepomuk und des hl. Königs Stephan von Ungarn.

Manche der Wallfahrten waren sehr stark landsmannschaftlich nach Herkunftsgebieten ausgerichtet wie etwa bei den Wallfahrten auf den Mariahilf-Berg bei Neumarkt, wohin viele Jahre hindurch vor allem Katholiken aus dem Grulicher Ländchen in Ostböhmen und dem angrenzenden Schlesien kamen.

Im Erzbistum Bamberg gehört die jährliche Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen wegen der Zahl ihrer Teilnehmer und wegen ihrer Kontinuität seit dem Jahre 1946 zu den großen deutschen Wallfahrten, vergleichbar mit denen nach Altötting, Werl oder auf den Schönenberg bei Ellwangen.

Über Jahrzehnte waren ihr Zustandekommen und Gelingen das Verdienst von Pfarrer Adolf Schrenk, dem es nicht nur gelang, sie zu erhalten, sondern weiter zugkräftig zu machen. Nur durch die Arbeit auch das Jahr über, durch seine monatlichen Vertriebenengottesdienste in Bamberg und die Aktivitäten als Wallfahrtpfarrer

bei St. Anna in Weilersbach, konnte er die Vertriebenenseelsorge lebendig erhalten.

Der in Sudetenschlesien 1930 Geborene war außerdem Vizepostulator für die Seligsprechung der ebenfalls aus Sudetenschlesien stammenden und 1937 im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Mystikerin Schwester Klara Fietz und Herausgeber des Klarabriefes und eines Heimatbriefes seiner Geburtsgemeinde Niederlindewiese.

Weitere Früchte seiner Arbeit waren die Wiedererrichtung der von den Kommunisten zerstörten Mariahilf-Kirche bei Zuckmantel und der Bau einer Kopie der Heidebrünnel-Kapelle in seiner Pfarrei Weilersbach nach dem Vorbild der in der alten Heimat 1946 abgebrannten Wallfahrtskapelle am Altvater. Zu dieser neuen Kapelle kommen das Jahr über Gruppen von Pilgern in steigender Zahl. Damit leben auch außerhalb der Wallfahrt nach Vierzehnheiligen das Jahr über Reste von Vertriebenenseelsorge, wenn auch, durch die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Gesellschaft und Kirche und durch die fortschreitende Entchristlichung im Erzbistum Bamberg, bei den Vertriebenen einige Wallfahrten zum Erliegen gekommen sind.

In Vierzehnheiligen kamen erstmals im Jahre 1946 über 12 000 vertriebene Pilger, die Zahl stieg später auf 15 000. Unter den Zelebranten war damals Flüchtlingsbischof Maximilian Kaller, der die Wallfahrtsmesse mit Predigt 1947 kurz vor seinem Tode zelebrierte. Der letzte deutsche Weihbischof von Breslau Josef Ferche, später auch der Bamberger Diözesanerzbischof Dr. Schneider und andere Prälaten waren Zelebranten in den folgenden Jahren. In dieser Tradition konnte Msgr. Schrenk und nach seinem Tode Msgr. Hautmann Zelebranten und Prediger gewinnen, die den vertriebenen Wallfahrern ein Stück kirchlicher Heimat vermittelten. Es kamen Bischöfe, nach der Wende aus Deutschland und Österreich, aber auch aus Tschechien wie Bischof Lobkowitz von Ostrau-Troppau und Bischof Radkovský aus Pilsen.

Die Arbeit für die Vertriebenenseelsorge war im Erzbistum Bamberg nicht leicht, denn Bamberg war die einzige Diasporadiözese Bayerns. Hierher kamen nun Zehntausende von Katholiken, und zwar oft in Gebiete, die seit der Reformation keine Katholiken gekannt hatten. Leider war auch bei der katholischen Bevölkerung und selbst beim Klerus nicht immer die Bereitschaft vorhanden, die Vertriebenen auf- und anzunehmen. Soseiterte z. B. der Versuch, auch in Gößweinstein eine Vertriebenenwallfahrt einzuführen, an der eindeutigen Ablehnung des dortigen zuständigen Wallfahrtsdirektors, der in der Basilika weder einen eigenen Gottesdienst mit heimatlichen Liedern noch eine eigene Nachmittagsandacht erlaubte. Die Vertriebenen hätten sich Gößweinstein vor allem deswegen gewünscht, weil die dortige

Basilika ein Werk von Balthasar Neumann ist, der auch die Kirche in Vierzehnheiligen schuf. Doch der Gößweinsteiner Klerus stellte sich gegen die Vertriebenen. In einem entsprechenden Schreiben an den Vertriebenenseelsorger Dr. Franz Wagner in Bamberg heißt es: „Im übrigen wird empfohlen, die Wallfahrt anderswo abzuhalten.“ 2021 hat Msgr. Hautmann die Vertriebenenwallfahrt der Erzdiözese Bamberg von Vierzehnheiligen nach Gößweinstein verlegt und bereits für 2022 die Wallfahrt am ersten Sonntag im September angekündigt.

Wallfahrten mit heimatlichen Bezügen gab es z. B. in Bamberg auf dem Michaelsberg, wo das Grab des heiligen Pommernapostels und Bischofs Otto eine Beziehung zum Osten bot. Nach Pottenstein kamen Ungarndeutsche wegen der dortigen Elisabeth-Tradition. In Neuengrün im Frankenwald wurde bei der Muttergottes von Neuengrün kurzfristig auch von Heimatvertriebenen die im 19. Jahrhundert dort eingeschlafene Wallfahrtstradition neu belebt, allerdings mehr von Heimkehrern aus der Kriegsgefangenschaft als von Heimatvertriebenen.

Oft gab es in der oberfränkischen Diaspora Heimattreffen mit stark religiösem Charakter, die auch als Wallfahrten, hl. Messen und Glaubenskundgebungen der Heimatvertriebenen angekündigt wurden. Dies gilt z. B. von den Landkreisen Münchberg und Hof. Im ganzen damaligen Landkreis Münchberg gab es bis 1945 nur 350 Katholiken, nach der Vertreibung aber über 8000. So war bei einer Wallfahrt 1948 in Münchberg die Kirche zu klein und der Erzbischof von Bamberg zelebrierte die hl. Messe im Freien. Die Pilger waren meist vertriebene Sudetendeutsche und Schlesier. In der Predigt wurde an die verlorenen heimatlichen Gnadenorte Maria Kulm, den Annaberg und Philippsdorf erinnert. Dass der Erzbischof teilnahm beweist, wie ernst die Diözesanleitung damals die Flüchtlingsseelsorge nahm. Schon 1948 hatte die Bayerische Bischofskonferenz auf die segensreiche Bedeutung von Flüchtlingswallfahrten für die Seelsorge der Flüchtlinge und Vertriebenen hingewiesen.

Ähnliche Treffen wie in Münchberg gab es bei der Wallfahrt überall, wo viele Vertriebene lebten, so in Schnaittach, wo dabei auf dem Kalvarienberg ein Gedenkkreuz der Vertriebenen aufgestellt wurde. 1949 pilgerten über 1000 Heimatvertriebene mit ihren Seelsorgern in das Marienheiligtum von Sondernohe bei Virnsberg im Landkreis Ansbach. Da bis zur Säkularisation die Burg Virnsberg dem Deutschen Orden gehört hatte, heißt es in einem Bericht über diese Wallfahrt: „Seit den Glanztagen des Deutschen Ordens war die Kirche nie wieder so gedrängt voll.“ Zu einer ähnlichen Wallfahrt kamen am 30. Juli 1950 Hunderte von Freiwaldauern mit ihrem ehemaligen Pfarrer nach Schillingsfürst. Man traf sich bei diesen heute verschwundenen

Wallfahrten in der Diaspora mit Menschen der gleichen Herkunft und Tradition, sang die lange nicht gehörten heimatlichen Kirchenlieder und sprach über die alte Heimat. Die Lieder kannte man auswendig oder sang sie nach geretteten Gebetbüchern oder nach einfach gedruckten Liedzetteln.

Heute ist die Erlebnisgeneration mehr als überaltert. Viele Zeitzeugen sind nicht mehr am Leben, vieles ist vergessen. Selbst Heimatvertriebene wissen nichts mehr von den Traditionen mancher Wallfahrten.

Rudolf Grulich

Das vergessene Stuttgarter Abkommen 1951

Im Vorjahr haben die Sudetendeutschen des Wiesbadener Abkommens gedacht, das am 4. August 1950 von Tschechen und Sudetendeutschen unterzeichnet wurde. Es ist aber fast völlig vergessen, dass ein Jahr später Ähnliches von Karpatendeutschen und Slowaken geschah; eine Woche, nachdem in Königstein der tschechische Exil-General Lev Prchala vor 5000 sudetendeutschen Zuhörern bei der Bundeswoche der Ackermann-Gemeinde seine Unterschrift unter dem Wiesbadener Abkommen bekräftigt hatte.

Der Bevollmächtigte des Slowakischen Nationalrates Minister a. D. Matúš Černák war Teilnehmer der Stuttgarter Tagung, bei der die Karpatendeutschen an die 800 Jahre Kolonisationsarbeit der Deutschen in der Slowakei erinnerten. Tausende von Karpatendeutschen hatten sich im August 1951 nach Stuttgart aufgemacht und gedachten des Schaffens ihrer Vorfahren in ihrer Heimat, aus der sie durch die Beneš-Dekrete vertrieben waren. Papst Pius XII. hatte ihnen nach Stuttgart eine Botschaft und seinen apostolischen Segen übermittelt und zahlreiche Politiker hatten Grußtelegramme gesandt wie Bundespräsident Theodor Heuß und Bundeskanzler Konrad Adenauer sowie der österreichische Bundeskanzler Leopold Figl. Aus Bonn nahmen die Bundesminister Hans Lukaschek, Hans-Christoph Seebohm und Eberhard Wildermuth teil. Minister a. D. Matúš Černák wurde mit stürmischem Beifall begrüßt und oft von Beifall unterbrochen, als er seine Landsleute begrüßte und ihre Leistungen würdigte. Der *Volksbote*, die Wochenzeitung der Vertriebenen, die damals noch in verschiedenen Ausgaben für Sudetendeutsche, Schlesier und Südostdeutsche erschien, berichtete in ihrer allgemeinen Ausgabe vom 11. August 1951 darüber und zitierte Černák:

„Die deutschen Siedler haben gemeinsam mit dem slowakischen Volk die gemeinsame Heimat durch Jahrhunderte wirtschaftlich und kulturell aufgebaut, sie haben mit dem slowakischen Volk in guten wie schlechten Zeiten in Eintracht und brüderlich gelebt.“ Weiterhin betonte Černák: „Unsere deutschen Landsleute haben sich am Aufbau unserer Freiheit und staatlichen Selbständigkeit wesentlich beteiligt, und sie sind es, die sich auch heute entschlossen und wirksam in die gemeinsamen Reihen unseres Kampfes für die Wiederherstellung der Freiheit und Selbständigkeit stellen.“ Černák sprach auch das Heimatrecht der Karpatendeutschen an, das sie sich durch den Aufbau ihrer Heimat gemeinsam erworben hätten und das ihnen durch die brutale Vertreibung genommen worden war. Schon damals sprach Černák die Hoffnung aus, dass vertriebene oder geflohene Slowaken mit ihren deutschen Mitbürgern wieder in die freie Heimat zurückkehren könnten.

Černák und andere Vertreter des Slowakischen Nationalrates im Ausland unterzeichneten dann in Stuttgart mit Vertretern der Arbeitsgemeinschaft der Karpatendeutschen das Stuttgarter Abkommen, das sich wie das Wiesbadener Abkommen ein Jahr zuvor zu einem vereinigten Europa bekannte und die Schaffung einer demokratischen Slowakei forderte. Der Nationalrat garantierte den Slowakeideutschen wirkliche Gleichberechtigung und volle kulturelle Autonomie sowie Rückkehr in die Heimat und Entschädigung: „Die im Abkommen vereinbarten Grundsätze sollen in die Verfassung eines künftigen slowakischen Staates aufgenommen werden.“ Leider ist das nach der Wende und nach Schaffung einer unabhängigen Slowakei und durch die Aufnahme der Slowakei 2004 in die Europäische Union nicht erfolgt.

Auf der Schlusskundgebung in Stuttgart wurde den über fünftausend Teilnehmern das Abkommen bekanntgegeben und von den Deutschen aus den drei Hauptgebieten der Slowakeideutschen aus Pressburg, aus dem Hauerland und aus der Zips nicht nur mit Beifall aufgenommen und begrüßt, sondern auch von einem „Gruß an das slowakische Volk“ umrahmt: „Die Slowakeideutschen grüßen von dieser Stelle aus das ganze slowakische Volk, mit dem sie sich durch eine gemeinsame 800-jährige Geschichte verbunden fühlen, und erklären, dass sie sich mit ihm auch im tiefen Leid, das beide gegenwärtig bewegt, zur europäischen Schicksalsgemeinschaft bekennen. In diesem Sinne stehen die Slowakeideutschen zur selbständigen demokratischen Slowakischen Republik im Rahmen einer europäischen Völkergemeinschaft. Sie fühlen sich mit allen gutwilligen und friedfertigen Slowaken im Ausland und in der Heimat solidarisch. Sie erklären, dass sie im Vertrauen auf die göttliche Gerechtigkeit gewillt

sind, einmal wieder in der gemeinsamen Heimat am bisherigen Werk im Frieden weiterzuarbeiten.“

Es dauerte vier Jahrzehnte, bis die Slowakei demokratisch und frei wurde. Černák wurde 1955 in München durch eine Paketbombe getötet, aber das nach ihm benannte Matúš-Černák-Institut trug seine Hoffnung weiter.

Rudolf Grulich

„In kritischer Liebe zur Kirche“

Zum 50. Todestag von Ida Friederike Görres geb. Coudenhove-Kalergi

Am 2. Dezember 1901 wurde auf Schloss Ronsperg, (Poběžovice) im gleichnamigen westböhmisches Landstädtchen Friederike Maria Anna als sechstes von sieben Kindern des Grafen Heinrich Coudenhove-Kalergi (*12. Oktober 1859 in Wien, †14. Mai 1906 in Ronsperg) und seiner Gattin Mitsuko Maria Thekla (*7. Juli 1874 Ushigone bei Tokio, † 27. August 1941 Mödling) geboren.

Die familiären Verhältnisse waren in vielerlei Hinsicht außergewöhnlich. Graf Heinrich Coudenhove-Kalergi entstammte väterlicherseits einem Adelsgeschlecht, das ursprünglich in Brabant verwurzelt war. Mütterlicherseits entstammte er aus



Die Eltern von Ida F. Görres

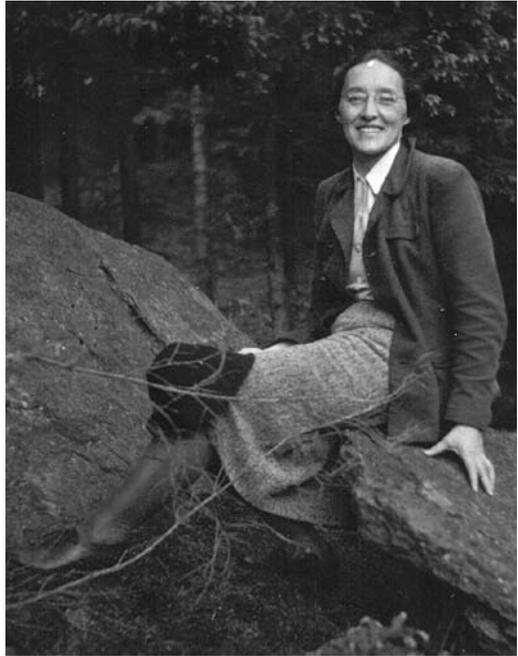
dem byzantinisch-kretischen Adelsgeschlecht Kalergi. Graf Coudenhove sprach 16 Sprachen. Seine Tätigkeit im diplomatischen Dienst führte ihn nach Athen, Rio de Janeiro, Konstantinopel, Buenos Aires und schließlich nach Japan, wo er seine spätere Frau Mitsuko Aoyama

kennenlernte. Sie war Tochter eines Antiquitäten- und Ölhändlers. Mitsuko wurde noch in Japan katholisch getauft und erhielt die weiteren Vornamen Maria Thekla. Die Ehe wurde mit Einwilligung des österreichisch-ungarischen und des japanischen Außenministeriums am 16. März 1892 in der Residenz des römisch-katholischen Erzbischofs von Tokio geschlossen. Das gräfliche Paar hatte ursprünglich nicht die Absicht, nach Europa zurückzukehren. Um nach dem Tode von Graf Franz Carl Coudenove das Erbe antreten zu können, musste Heinrich von Coudenove-Kalergi nach Österreich zurückkehren, da er als Vormund des Erben die Güter in Ronsperg zu verwalten hatte.

Das Ehepaar Coudenhove-Kalergi hatte sieben Kinder. Einer ihrer Söhne sollte für den europäischen Gedanken noch große Bedeutung erhalten, der noch 1894 in Tokio geborene Richard Nikolaus Graf Coudenhove-Kalergi. Die Gräueltaten des Ersten Weltkrieges führten dazu, dass einige auf Rache, andere auf endgültige Wege zur Versöhnung suchten. Zu letzteren gehörte Richard-Nikolaus Coudenhove-Kalergi. Er hielt zu diesem Thema zahlreiche Vorträge und wusste damit sogar den tschechoslowakischen Präsidenten Tomáš Masaryk als auch seinen Außenminister Edvard Beneš zu begeistern. Die ganze Lebenseinstellung der Familie Coudenhove-Kalergi war international geprägt und auf Schloss Ronsperg war eine multinationale Umgebung geschaffen worden. So kamen Lehrer der Kinder aus England und Frankreich, der Sekretär war ein Bayer, der Generaldirektor Tscheche, der Kammerdiener Armenier und häufiger Gast war beispielsweise unter anderem der Pilsener Rabbi. Insgesamt hatte Ida Friederike noch sechs Geschwister, zwei Schwestern und vier Brüder. Ein schwerer Verlust bedeutete der Tod des Vaters, der schon 1906 einem Herzinfarkt erlag, als Ida Friederike erst fünf Jahre alt war. Sie bekannte später in einem Brief an eine Freundin, dass das Vaterbild einfach ausgefallen und nie ersetzt worden sei, ihr Bild des Mannes sei ganz und gar vom Archetyp des Bruders bestimmt worden. Dazu scheint die junge Ida Friederike darunter gelitten zu haben, dass die Mutter die Söhne bevorzugte. Hinzu kam eine Lebensart in damaligen Adelshäusern, die weit verbreitet war, dass Eltern auch nach der Geburt von Kindern weitgehend immer noch eigenen Interessen folgten und die Erziehung der Kinder in die Hand von Ammen und später Hauslehrern übergeben wurde. Nach dem Tode von Heinrich Coudenhove-Kalergi übernahm seine Frau Mitsuko die Verwaltung der Familiengüter in Westböhmen und die Erziehung ihrer Kinder. Die Familie verließ aber Schloss Ronsperg und ließ sich im nahegelegenen ehemaligen Kloster Stockau nieder. Dort lebte Ida von 1906 bis 1913. Auf dem Dachboden wurden Schriftstücke aus der Zeit gefunden, als in diesem Anwesen noch Augustinermönche gelebt hatten. Das weckte,

eigenen Angabe zur Folge, das geschichtliche Interesse des jungen Mädchens.

Zur weiteren Ausbildung wurden die Söhne auf das Theresianum nach Wien, die Töchter auf die Mary-Ward-Schule Sankt Pölten zur Weiterbildung geschickt. Diese Schule besuchte Ida von 1916 bis 1918. Vorher hatte die „junge Gräfin“, wie es aus den Schulpapieren hervorgeht, ab 1913 das Internat Sacré Coeur in Pressbaum bei Wien besucht. Diese Schule musste sie verlassen, weil sie ein Gedicht über eine Nonne verfasst hatte. Die Schule bei den Englischen Fräulein in Sankt Pölten hat die junge Ida Friederike



Ida Friederike Görres im Böhmerwald

sehr geliebt. Hier beginnt sie auch eine Brieffreundschaft zu einer Lehrerin und Ordensschwester Mater Adele Strasser. Diese Schule war für Ida so prägend, dass sie sich entschloss, dort ab 1923 als Novizin bei den Englischen Fräulein einzutreten. Bevor sie ins Kloster eintrat, lebte die junge Gräfin ab September 1922 am Rennweg 10 in Wien. In dieser Zeit besuchte sie die 8. Klasse am Mädchen-Reform-Realgymnasium in Wien-Wieden. Hier entstehen die ersten Gedichte der jungen Frau: „Grau der Himmel wie verblaßtes Leid, / Regen peitscht vorbei an nassen Scheiben, / Durch den Sturm, der unablässig dröhnt, / Abgerissen fernes Klagen stöhnt, / Blasse Klagen aus verwehter Zeit ...“.

Am 16. Juli 1923 trat Ida Friederike Coudenhove-Kalergi in das Noviziat in Sankt Pölten ein. Aus dieser Zeit ist ein Gebet in Gedichtform erhalten: „Als ich heut, das Herz in bangen Banden/ unterm Joche müd und mutlos ging,/ bin ich kurz an deinem Bild gestanden/ und dein Blick sich jäh in meinem fing./ Deine Füße, wie sie ruhig halten .../ Mitten durch den Nagel geht .../ Ungewollt sich meine Hände falten,/ aller Trotz versichert im Gebet.“ In der Rückschau wird Ida Friederike ihren Eintritt ins Kloster als „Kurzschluß“ einordnen. 1925 beginnt sie mit dem Studium der Staatswissenschaften in Wien. Aber

prägend für ihr weiteres Leben war die Begegnung mit der Jugendbewegung *Neuland*. Joseph Ratzinger, der die Traueransprache für Ida Friederike Görres 1971 hielt, betonte mit seinen Worten: „die große Wende, die ihren ganzen weiteren Weg bis zuletzt bestimmte, brachte das Begegnen mit der Jugendbewegung (Bund Neuland, Quickborn). Nun ging ihr auf, was fortan Zentrum ihres Denkens und Wirkens blieb: die lebendige Kirche. Sie begriff, daß Kirche nicht bloß Organisation ist, Hierarchie, Amt ... sondern daß zur Kirche die ganze Gemeinschaft der Gläubigen aller Zeiten und aller Orte gehört.“ Auch wenn Ida Friederike Görres nicht ins Kloster ging, oder irgendein offizielles Amt in der Kirche bekleidete, wurde sie zu einer bedeutenden, prägenden Person des deutschsprachigen Katholizismus. Dies geschah vornehmlich auf schriftstellerischem Gebiet. Dazu kam ihre hohe Bildung.

Ab 30. April 1927 lebt Ida Friederike in Freiburg im Breisgau. Dort besucht sie die Universität und hört Vorlesungen in Geschichte und Theologie, Philosophie bei Martin Heidegger. Und schließlich legte sie am 29. Juni 1927 das Gelöbnis der Ehelosigkeit ab, um sich ganz dem Dienst an der Kirche widmen zu können. In Freiburg fand sie auch Zugang zur Jugendbewegung Quickborn, deren führender Theologe Romano Guardini war. Obwohl sich Ida Friederike Coudenhove sehr offen für die Ziele des Quickborn zeigte, und die geistige Nähe zu Guardini suchte, blieb das Verhältnis zu ihm kühl, was man aus der Rückschau dem Einfluss des Umfeldes Guardinis zuschrieb. Die Verbindung zu Wien blieb während der Freiburger Zeit erhalten. Durch die Verbindung zum Verleger Anton Plattner konnte im Wiener Konzerthaus 1931 Coudenhoves Stück *Der Prophet* aufgeführt werden. Aber Wien konnte sie nicht halten. Sie empfand die ständigen Erinnerungen an vergangene Größe als bedrückend. So fand Ida Friederike eine neue Aufgabe als „Diözesansekretärin für die weibliche Jugendpflege“ im Bistum Dresden-Meißen. Sie bekleidete diese Stelle von 1931 bis 1935. In dieser Zeit hat sie sich intensiv mit Lebensformen auseinandergesetzt. Es kristallisierte sich hier die Vorstellung heraus, die christliche Berufung nicht außerhalb der Welt, sondern mitten in ihr zu leben. Damit nahm sie, ohne es zu ahnen, ein großes Anliegen des zukünftigen Zweiten Vatikanischen Konzils vorweg. In die Dresdner Zeit fällt die Zeit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten. Die Nazis beobachteten die Frau mit den auffällig fernöstlichen Zügen argwöhnisch. Sie wurde vor ihrer Heirat wiederholt von der Gestapo vorgeladen. Diese Erfahrungen führten bei Ida Friederike Coudenhove zu einer entschiedenen Ablehnung des nationalsozialistischen Systems, wie ihre damalige Freundin Bärbel Wintersinger später bezeugen konnte.

Die Zeit in Dresden wurde auch entscheidend für ihr weiteres persönliches Leben. Sie lernte in der Elbestadt ihren späteren Ehemann, Carl-Josef Görres kennen, der in Schönberg bei Berlin geboren wurde, wie es bis zur späteren Eingemeindung nach Berlin 1905 noch hieß. Die Entscheidung, heiraten zu wollen, wuchs allmählich, da dafür der Bischof Ida Friederike Coudenhove von Ihrem Gelübde der Ehelosigkeit dispensieren musste. Sie konnte dieser Auflösung zustimmen, da Carl-Josef Görres versprach, seine Frau nicht nur in ihrer gläubig-kirchlichen Einstellung zu akzeptieren, sondern sie in ihren Tätigkeiten sogar aktiv zu unterstützen. Aus der Rückschau konnte Ida feststellen, dass er diesem Versprechen nachgekommen war. Die Ehe war glücklich, blieb jedoch kinderlos. Diese Kinderlosigkeit deutete sie aus ihrem Glauben dahin gehend, dass sie sich ihrem Versprechen Gott gegenüber weiter verpflichtet fühlen wollte. Das Ehepaar zog 1937 von Dresden nach Leipzig. Bis kurz vor Kriegsbeginn 1939 leitete Carl-Josef Görres als Direktor eine Maschinenfabrik. 1939 zog das Ehepaar Görres dann nach Stuttgart-Degerloch, wo es bis 1959 zusammenlebte. Die ablehnende Haltung dem nationalsozialistischen Regime gegenüber kommt in einem Gedicht zum Ausdruck, das Ida Friederike Görres nach der Hinrichtung der Geschwister Scholl ihnen zu Ehren verfasst hat. Im August 1943 nahm das Ehepaar Görres sogar eine Jüdin namens Margarethe Vogel bei sich auf. Sie konnten allerdings diese Frau nicht vor dem Zugriff durch die Gestapo retten. 1944 wurde Frau Vogel nach Theresienstadt abtransportiert. Ida Friederike Görres deutet den Krieg als Folge eines seelisch-geistigen Verfalls. Vor den Trümmern in den Städten steht für sie *Frevel und lügende Schuld*, wie sie in einem Gedicht jener Zeit schreibt. Schon ab 1939 war ihr Pfarrer Hermann Breucha ein wichtiger Freund in geistlichen Dingen geworden, später wird ihr noch das Kloster Beuron zu einer geistigen Heimat. Hier hat sie zwischen 1940 und 1950 viele Werkwochen gehalten. Doch ab 1950 lässt das kirchliche Engagement von Ida Friederike Görres sehr nach. Grund dafür ist der Ausbruch einer psychosomatischen Krankheit. Durch Gehirnspasmen und eine schwere Arthritis werden ihre Sprach- und Bewegungsfähigkeit schwer gelähmt. Ein Arzt, den die Erkrankte in Freiburg im Breisgau kennengelernt hatte, verspricht Besserung. So zieht das Ehepaar Görres 1959 nach Freiburg, wo es auf Empfehlung der Mutter Karl Rahners Aufnahme im Alters- und Pflegeheim im „Vinzentiushaus“ findet. Der Zustand der erkrankten Schriftstellerin bessert sich ab 1963 allmählich.

Es folgt ein letztes knappes produktives Jahrzehnt. Auslöser dafür ist der Beginn des 2. Vatikanischen Konzils 1962, das die glaubensbegeisterte Katholikin zunächst vorbehaltlos begrüßte. Ihre späteren

Bedenken, angesichts mancher Fehlentwicklung und Missbräuche kommt in einem Aufsatz zum Ausdruck, den sie 1969 für die Karwochenausgabe der Wiener Zeitschrift *Die Presse* verfasste: *Katholizismus zwischen den Kräften der Zerstörung und der Rodung für eine neue Zeit*. November 1970 wird Ida Friederike Görres von der deutschen Bischofskonferenz zur Synode nach Würzburg berufen. Sie fährt mit gemischten Gefühlen dorthin. Denn ihre Überzeugung, dass der Glaube lebendig gelebt werden soll, findet dort nur wenig Nahrung, wenn sie erleben musste, dass stundenlang über irgendein Detail der kommenden Geschäftsordnung disputiert wurde. „Ich fühle mich immer fehler(sic!) am Platze.“ So schreibt sie an einen geistlichen Freund, Pater Paulus Gordan in der Erzabtei Beuron. Der Besuch der Würzburger Synode sollte mit dem Tode der Schriftstellerin enden. In einer Kommissionssitzung am 14. Mai 1971, in der sie zu der Vorlage „Gottesdienst und Sakrament“ sehr engagiert Stellung nahm, brach sie zusammen und verstarb am Tage danach. Kein geringerer als Joseph Ratzinger hielt anlässlich des Begräbnisses in Freiburg die Gedenkrede für die Schriftstellerin, die über die Jahre zu einer grossen Gestalt des deutschen Katholizismus herangereift war.

Was macht das Besondere der Persönlichkeit von Ida Friederike Görres aus? Einiges wurde schon angesprochen. Sie lebte ein Leben ganz für die Kirche, ohne jedoch eine bis dahin fassbar vorgeprägte Position oder Rolle einzunehmen. Sie war eine gläubige Intellektuelle mit großem analytischem Geist begabt, deren Glauben in ihrer schriftstellerischen Tätigkeit zum Tragen kommt. Vor allem bedeutend wurde sie als Hagiographin. Sie brachte bedeutende Gestalten der Kirche in ihren Werken zum Leuchten: Radegundis, Heinrich Seuse, Hedwig von Schlesien, Franz von Assisi, Elisabeth von Thüringen, Jeanne d' Arc, Mary Ward, Florence Nightingale, Teilhard de Chardin und vor allem Therese von Lisieux. In ihren Darstellungen verließ sie im übertragenen Sinn die Bildniswelt eines glättenden Nazaräertums. Sie zeigte Gestalten auf, die in ihrer Widersprüchlichkeit, in ihrer Begrenztheit, in ihrem Gefährdetsein durch die Gnade Gottes über sich selbst hinauswuchsen. Sie beschrieb in ihren Werken, „wie Gott auch auf krummen Zeilen gerade schreiben kann“, um Theresia von Lisieux zu Wort kommen zu lassen, über die Ida Friederike Görres ein Buch verfasste, das wahrscheinlich als ihr Hauptwerk angesehen werden kann. In der Beschreibung des Ringens der großen kirchlichen Gestalten, um das Finden der Wahrheit, um das Gehen des richtigen Weges, um die Überwindung der eigenen Unzulänglichkeit und Schwachheit mit der Hilfe der Gnade Gottes, durch die alles möglich scheint, glaubt man auch, das eigene Ringen und Suchen der Schriftstellerin, um den lebendigen Glaubensvollzug zu erkennen, der

für sie in der Kirche so ausschlaggebend war. Nicht nur die plastisch-einfühlsame Sprache in ihren Schriften, sondern auch die Glaubenspersönlichkeit von Ida Friederike Görres mit ihrem Vortasten auf dem Weg der Kirche von Althergebrachtem zu hoffnungsvollem Neuen kann, dem nach Glaubenshalt suchenden Menschen der heutigen Zeit zur wertvollen und aus den Niederungen des Alltäglichen erhebenden Stütze werden. Auch und gerade noch fünfzig Jahre nach dem Tode dieser in vielerlei Hinsicht ungewöhnlichen Frau, harren hier literarische Schätze der Neuentdeckung.

Werke:

- *Gespräche über die Heiligkeit. Ein Dialog um Elisabeth von Thüringen* (1931),
- *Von der Last Gottes* (1932),
- *Das große Spiel der Maria Ward* (1932),
- *Germanische Heiligkeit* (1934, über Radegundis und Heinrich von Seuse),
- *Von den zwei Türmen* (1934),
- *Die siebenfache Flucht der Radegundis* (1937),
- *Der Kristall* (1939),
- *Des anderen Last* (1940, verteidigt die Nächstenliebe gegenüber den Anmaßungen der staatlichen Wohlfahrtspflege des Naziregimes),
- *Johanna* (1943),
- *Das verborgene Antlitz* (1944. Über Theresia von Lisieux),
- *Von der Heimatlosigkeit* (1945),
- *Brief über die Kirche* (1946),
- *Von Ehe und Einsamkeit* (1949),
- *Der verborgene Schatz* (1949, Gedichte),
- *Die Braut des Alexis* (1949, Mädchenbuch),
- *Nocturnen* (1949, Tagebuch 1937–1947),
- *Die leibhaftige Kirche* (1950),
- *Aus der Welt der Heiligen* (1955),
- *Laiengedanken zum Zölibat* (1962),
- *Hedwig von Schlesien* (1967),
- *Der Geopferte. Ein anderer Blick auf John Henry Newman* (1949),
posthum veröffentlicht.

Helmut Gehrmann

Bitte unterstützen Sie die Arbeit unseres Instituts
auch weiterhin durch Ihre Spende und beachten Sie auch
unser interessantes Bücherangebot auf Seite 32.

Von Troppau nach Darmstadt –

Ein Sudetendeutscher als maßgebender Architekt der Mathildenhöhe

Mit Freude und Stolz können wir Sudetendeutschen feststellen, dass in diesem Jahr die Zahl der Unesco-Welterbestätten nicht nur in Deutschland, sondern auch in Böhmen und Mähren größer wurde. Wir haben schon seit Jahren in unseren Mitteilungen betont, dass die meisten dieser Welterbe-Denkmäler Tschechiens im Sudetenland liegen oder in deutschen Sprachinseln wie Brünn und Olmütz. Ich erwähne Prag mit seiner Altstadt, die Dreifaltigkeitssäule in Olmütz und die Villa Tugendhat in Brünn; Krumau und Krensdorf, Teltsch und die Liechtenstein-Schlösser Feldsberg und Eisgrub in Südmähren. Zuletzt kamen noch die Kurorte Karlsbad, Marienbad und Franzensbad dazu.

Dass Deutschland und Tschechien unter elf Kurorten Europas sechs dieser Ehrungen bekamen, zeigt eindrücklich die Bedeutung dieser Städte mit ihren Bädern, denn Österreich wurde mit Baden bei Wien nur einmal berücksichtigt, desgleichen Belgien (Spa), Frankreich (Vichy), England (Bath) und Italien (Montecatini Terme).

Aber neben der Aufnahme der drei westböhmischen Bäder sollte keinesfalls vergessen werden, dass auch ein weiteres Welterbe in Deutschland durch einen Architekten aus Sudetenschlesien geprägt wurde: Die Mathildenhöhe in Darmstadt durch Joseph Maria Olbrich aus Troppau. Im Jahr 1899 berief der Großherzog von Hessen-Darmstadt, Ernst Ludwig, den Künstler aus Wien als Gründungsmitglied seiner geplanten Künstlerkolonie in Darmstadt.

Olbrich wurde am 22. Dezember 1867 in der Hauptstadt von Österreichisch-Schlesien geboren. Nach einer Maurerlehre besuchte er die Staatsgewerbeschule in Wien und war nach seinem Examen als Architekt und Bauleiter für Unternehmen in seiner Heimatstadt tätig. 1890 ging er zum Weiterstudium an die Akademie der bildenden Künste nach Wien und erhielt aufgrund seiner hervorragenden Leistungen ein Stipendium in Rom. Als Mitarbeiter von Otto Wagner zeichnete er sich beim Projekt der Wiener Stadtbahn aus, und er gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Wiener Secession, für die er das Secesionsgebäude schuf, das seinen Ruhm ebenso begründete wie seine Wiener Interieurs.

In Darmstadt war er die führende Künstlerpersönlichkeit, denn seine Architektur prägt die Mathildenhöhe mit ihrem Erscheinungsbild bis heute. Er entwarf das Ernst-Ludwig-Haus als Ateliergebäude und die Künstlervillen, darunter auch sein Wohnhaus am Alexandraweg, die

Dreihäusergruppe als Modell neuer Wohnkultur, den Hochzeitsturm und das Oberhessische Haus. Für den Großherzog schuf er das Spielhaus für die Prinzessin Elisabeth und den Musiksaal im Neuen Palais. Sein Ziel war es, mit anderen Künstlern eine Arbeits- und Ausstellungskolonie zu schaffen, die auf der Mathildenhöhe die Verbindung von Kunst und Leben repräsentieren sollte. Im Gegensatz zu seinen Künstlerkollegen kam ihm besonders zugute, dass er über eine fundierte praktische und theoretische Ausbildung verfügte. Sein größtes Projekt begann er 1907, als er nach Düsseldorf umzog, um das Warenhaus Tietz zu gestalten. Eine tödliche Krankheit setzte leider schon 1908 seinem Schaffensdrang ein Ende. Die Mathildenhöhe Olbrichs zählt heute zu den wichtigsten Ensembles und Sehenswürdigkeiten des deutschen Jugendstils.



*Josef Maria Olbrich
der Architekt der Mathildenhöhe*

Ein Blick in die Tentativliste, d. h. in die Liste mit Kulturgütern, die für eine Nominierung zur Aufnahme in die Welterbeliste vorgesehen sind, weckt Hoffnungen, dass noch weiteres sudetendeutsches Kulturgut als Welterbe anerkannt wird. Schon 2001 wurden die Bürgerhäuser der Spätgotik und Renaissance in Zlabings vorgeschlagen, die Papiermühle aus dem 16. Jahrhundert zur Herstellung von Büttenpapier in Groß-Ullersdorf und die Fischteiche in Südböhmen.

Leider findet man nur selten Hinweise auf das deutsche *Erbe*, das sich im Weltkulturerbe Tschechiens manifestiert. Dies gilt für viele Welterbestätten im Osten: In der Slowakei ist die Bergbaustadt Schemnitz eine deutsche Gründung, ebenso die Zipser Burg, Leutschau, Kirchendorf und Schugra sowie die Altstadt von Bartfeld. In Pressburg steht die Gedenkstätte und das Grab des Rabbiners Moses Sofer auf der Tentativliste, in Käsmark die Evangelische Holzkirche. Polen ist stolz auf *seine* Marienburg und die Friedenskirchen in Schweidnitz und Jauer, die aber historisch ebensowenig ursprünglich polnisch sind wie die siebenbürgischen Burgen und Wehrkirchen rumänisch, die mit der Altstadt von Karlsburg und Hermannstadt auf der Tentativliste Rumäniens stehen.

Rudolf Grulich

Deutsche Diözesen oder Diözesen deutschsprachiger Länder?

1983 hat Professor Erwin Gatz, der damalige Rektor des Campo Santo Teutonico in Rom, das biographische Lexikon *Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder* herausgegeben, das Lebensbilder der Bischöfe und leitenden Diözesanbeamten enthält, „die in den Diözesen des Deutschen Reiches, einschließlich jener Gebiete, die nur zeitweise dazugehörten (Gnesen-Posen und Kulm bis 1918; Metz und Straßburg 1871-1918), ferner in Luxemburg, in Österreich (Kirchenprovinzen Wien und Salzburg; Lavant und Trient bis 1918) sowie in der Schweiz amtierten“.

Berücksichtigt wird in diesem biographischen Lexikon der Zeitraum von 1785/1803 bis 1945, also von der Reform der Diözesaneinteilung Kaiser Josef II. bzw. der Säkularisation bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. In seiner Einleitung schreibt der Herausgeber, dass der Untersuchungsraum „das deutsche Siedlungsgebiet Zentraleuropas nicht ganz abdeckt, da sich eine Einbeziehung der böhmischen und mährischen Diözesen mit ihrem zum Teil hohen Anteil an deutscher Bevölkerung nicht verwirklichen ließ“. Gatz weist auch darauf hin, dass „das Werk, das als Abgrenzungsprinzip die Staatsgrenzen der deutschsprachigen Länder gewählt hat, in mehreren Fällen über den deutschen Sprachraum“ hinausgreift und Bischöfe italienischer, slowenischer, polnischer und französischer Sprache erfasst. Tatsächlich sind auch andere Nationalitäten darunter wie der Tscheche Adalbert Lidmanský aus dem südböhmischen Neuhaus als Fürstbischof von Gurk oder der erste Bischof von Danzig, Eduard O'Rourke, der aus Weißrussland stammte und aus einer schottischen Familie war.

Der Untersuchungszeitraum des 1990 ebenfalls von Erwin Gatz herausgegebenen Werkes *Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches* ist dagegen klar umgrenzt. In ihm tauchen auch die Oberhirten der Diözesen Böhmens und Mährens auf. Außerdem sind „über das Gebiet des Heiligen Römischen Reiches ... hinaus wegen der Kontinuität zum früher erschienenen Band ferner die vom Deutschen Orden gegründeten Bistümer Ermland und Kulm sowie Lausanne“ aufgenommen worden. Dieser Band greift im Westen mit Lüttich und im Südosten mit Görz (und Gradisca), Laibach, Pedena und Triest im multinationalen Heiligen Römischen Reich weit über das deutsche Sprachgebiet hinaus und bezieht neben italienischem und slowenischem auch heute kroatisches Gebiet (Pedena, kroatisch Pićan) mit ein.

Es erhebt sich die Frage, was man unter kirchlichem Leben in deutschsprachigen Ländern zu verstehen hat. Unser stark statistisch geprägtes Denken hat vergessen lassen, dass es bis 1945 deutsche und deutschsprachige Länder und in ihnen deutsche Katholiken in deutschsprachigen Pfarreien, Dekanaten, ja sogar Diözesen auch außerhalb des Deutschen Reiches, Österreichs, der Schweiz und Luxemburg gab. Die heutige Tschechische Republik, also die alten Kronländer Böhmen, Mähren sowie Österreichisch-Schlesien gehörten bis 1866 zum Deutschen Bund. Unter den Diözesen Böhmens hatte Leitmeritz (gegründet 1655) den größten Anteil von Deutschen, nämlich 75,28 % der Katholiken, während der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung nur 63,92 % betrug. Dies hing wie auch in den übrigen Bistümern Böhmens und Mährens mit den gewaltigen Verlusten zusammen, welche die katholische Kirche nach dem Ersten Weltkrieg unter den Tschechen durch die Gründung der Tschechoslowakischen Kirche hinnehmen musste. Im Erzbistum Prag machten nach der Volkszählung von 1930 die Deutschen 33,08 % der Katholiken, aber nur 25,39 % der Bevölkerung aus, in der Diözese Königgrätz 21,22 % bzw. 15,32 %, im Bistum Budweis 23,73 % bzw. 21,75 %.

Auch in der mährischen Kirchenprovinz war der Prozentsatz der Katholiken an der Gläubigenzahl etwas höher als an der Gesamtbevölkerung. In der Erzdiözese Olmütz betrug er (ohne das preußische, auf deutschem Reichsgebiet liegende Archipresbyterat Katscher) im Jahre 1930 29,13 % bzw. 27,07 %. Im südmährischen Bistum Brünn waren es 18,29 % bzw. 17,19 %.

Leitmeritz hätte also mit seinen 75,28 % Katholiken auf jeden Fall einen Platz im Werk von Erwin Gatz verdient, zumal nach der im Münchner Abkommen 1938 erfolgten Abtretung des Sudetenlandes an das Deutsche Reich der Bischofssitz im Reichsgebiet lag. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Diözese Leitmeritz 319 rein deutsche, 23 gemischtsprachige und 86 tschechische Seelsorgestellen.

Aber auch außerhalb Böhmens und Mährens finden wir Diözesen, in denen deutsche Katholiken die absolute oder relative Mehrheit der Gläubigen stellten oder einen hohen prozentualen Anteil der Katholikenzahl bildeten. Dies ist vor allem der Fall in den Nachfolgestaaten Ungarns für Diözesen im Reich der alten Stephanskronen, wie dies Franz Greszl belegt.

So waren im Jahre 1927 von den 165 Pfarreien des Bistums Fünfkirchen (Pécs) 85, d. h. 50,9 % deutschsprachig, von 470 Priestern aber nur 116 (24,6 %) deutschstämmig. Im Bistum Raab (ung. Győr), das im Vertrag von Trianon 39 Pfarreien an Österreich verlor, waren vor dem Zweiten Weltkrieg noch 32 Pfarreien deutsch, das waren 22,3 %. Im Bistum Stuhlweißenburg (Székesfehérvár) machten die Deutschen

ein Drittel aus, die übrigen Katholiken waren nicht nur Ungarn, sondern auch Kroaten und andere Nationalitäten.

Im 1918 entstandenen Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen wurde 1923 die Apostolische Administratur Jugoslawisches Banat vom Bistum Csanad getrennt und auf dieselbe die Apostolische Administratur Batschka geschaffen, welches Gebiet bis dahin Teil der ungarischen Erzdiözese Kalocsa war. In der Apostolischen Administratur des jugoslawischen Banats mit dem Bischofssitz in Groß-Betschkerek (heute Zrenjanin) machten die Deutschen 55,8 % der Katholiken aus, in der jugoslawischen Batschka, wo der Bischof in Maria-Theresiopel (Subotica) residierte, betrug ihr Anteil 35 %. Obgleich die Ungarn im Banat 39,1 % der Katholiken ausmachten und in der Batschka über 40 %, wurden in den Apostolischen Administraturen südslawische Bischöfe eingesetzt.

Anders und für die Deutschen günstiger war die Lage im 1930 neu gegründeten Bistum Temeschburg (ung. Temesvár; rum. Timișoara), das seit 1923 Apostolische Administratur war und nach dem Konkordat mit Rumänien 1930 zum Bistum erhoben wurde. Nach der Volkszählung von 1930 lebten in diesem Bistum 54,4 % Rumänen, 23,7 % Deutsche, 10,4 % Ungarn, dazu noch Serben, Kroaten, Tschechen, Slowaken, Bulgaren u. a. Von den 423 533 Katholiken der Diözese waren 263 000, d. h. 60,9 % Deutsche. Mit Dr. Augustin Pacha (1870-1954) wurde ein Deutscher als Apostolischer Administrator und dann als Diözesanbischof eingesetzt und das Priesterseminar deutsch ausgerichtet. Ihren deutschen Charakter verlor die Diözese erst durch die Auswanderung der Donauschwaben nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum Exodus von heute.

Auch auf dem Gebiet des zaristischen Russlands gab es einst eine mehrheitliche deutsche Diözese: Cherson bzw. Tiraspol mit dem Bischofssitz in Saratow an der Wolga. Sie entstand nach dem Konkordat zwischen Papst Pius IX. und Zar Nikolaus I., „damit die deutschen Katholiken leichter mit Heilmitteln ihrer Religion versehen werden können“. Das Bistum wurde mit dem Apostolischen Schreiben *Universalis Ecclesiae cura* vom 3. Juli 1848 errichtet. Die Kathedralkirche war zunächst in Cherson, seit 1852 in Tiraspol am Dnjestr und seit 1856 in Saratow. Die Bischöfe waren immer Deutsche, für die Polen gab es einen Weihbischof. Artikel 9 des Konkordates von 1847 verpflichtete den Bischof mit Berufung auf das 4. Laterankonzil vom Jahr 1215, er solle so lange auch Sorge für die geistlichen Bedürfnisse der katholischen Armenier tragen, die in seiner Diözese lebten, bis ein armenisch-katholischer Bischof ernannt würde. Die Diözese besaß in Saratow ein deutsches Priesterseminar, in dem bis auf die Disziplinen Moraltheologie und Liturgik alle Fächer Deutsch unter-

richtet wurden. Als Muster diente das Eichstätter Seminar, von wo ein Rektor in Saratow, der spätere Bischof Franz Xaver Zottmann kam. „Bei meinem Besuch des Saratower Seminars ... mußte mir, einem Eichstätter Seminaristen, gar manches heimatlich vorkommen“, schrieb der erste Biograph des späteren Bischofs Zottmann. Waren die ersten Absolventen noch Polen und Litauer gewesen, so waren 1882 schon 68 deutsche Priester aus dem Seminar hervorgegangen. 1902 besuchten es 160 Zöglinge, von denen 136 Deutsche waren, elf Polen, sieben Litauer, zwei Georgier, zwei Tschechen und ein Armenier. Die Diözese hatte ein eigenes deutsches Gesangbuch, das *Alleluja*, und eine in Odessa erscheinende deutsche Kirchenzeitung. Als Lenin die Autonome Republik der Wolgadeutschen schuf, hatte durch die kommunistische Kirchenverfolgung bereits der Niedergang der Diözese eingesetzt, die ihren Bischofssitz bereits 1917 mit dem Priesterseminar nach Odessa verlegt hatte. Letzter Bischof war der geheim geweihte Alexander Frison, der im Kerker 1937 hingerichtet wurde.

In der Vorkriegszeit gab es von Seiten des deutschen Katholizismus intensive Kontakte zu diesen *Auslandsdiözesen*. Es erfolgte auch materielle und personelle Hilfe, besonders nach Rumänien und Jugoslawien. Die Schriftenreihe des Deutschen Instituts für Auslandskunde e. V. in Münster *Deutschtum und Ausland. Studien zum Auslandsdeutschtum und zur Auslandskultur* hat in einer Reihe von Publikationen auch den genannten Diözesen mit starkem deutschen Bevölkerungsanteil Rechnung getragen.

Rudolf Grulich

Königstein und das Heimatrecht

In Memoriam Professor Paul Hadrossek

Im Heft 2 des Vorjahres haben wir des Prälaten Karl Braunstein gedacht, der am 1. April 2020 hundert Jahre alt geworden wäre. Seit 1954 war er in Königstein als Schriftleiter und Lehrbeauftragter für Kirchenrecht tätig, später als Dozent und seit 1963 als Professor, als Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule und nach dem Tode von Weihbischof Kindermann auch als Leiter der Königsteiner Anstalten. Seine Schriften über *Die Vertreibung im Lichte des Naturrechts* und über *Die Vertreibung im Lichte des Völkerrechts* waren wie auch seine Artikel und Rezensionen wichtige Texte bei der Aufarbeitung des Unrechts der Vertreibung. In diesem Jahr jährt sich der 50. Todestag seines Mitbruders und Kollegen Paul Hadrossek, der in Königstein die Fächer Moraltheologie und Christliche Sozial-

lehre vertrat. Als ich 1970 mein Studium abschloss, war er im Vollbesitz seiner Kräfte und leitete neben seiner Professorenarbeit auch die Königsteiner Ostakademie. An meiner ersten Arbeitsstelle bei der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hanns-Seidl-Stiftung in München bekam ich am 19. November 1971 einen Telefonanruf, dass der Priester Hadrossek nach schwerer Krankheit verstorben sei. An seinem Krankenbett im Krankenhaus lag eine Nachricht von ihm, man möge im Falle seines Todes Rudolf Grulich anrufen. Die Telefonnummer war angegeben. Auch dieses Zeichen seiner Freundschaft verpflichtet mich zu diesen Seiten, denn Professor Hadrossek war ein echter „Königsteiner“, der die Anliegen von Weihbischof Kindermann nicht nur an der Hochschule, sondern auch durch die Ostakademie in weiten Kreisen weitertrug.

Paul Hadrossek ist am 12. Mai 1912 in Guttentag in Schlesien geboren und wurde nach seinem Theologiestudium an der Universität Breslau 1937 zum Priester des Erzbistums Breslau geweiht. Seine Kaplansjahre endeten durch seine Einziehung zur Wehrmacht. Nach dem Krieg war er Vertriebenenseelsorger und wurde in München bei Professor Richard Egenter mit der Arbeit *Die Bedeutung des Systemgedankens für die Moraltheologie in Deutschland seit der Thomas-Renaissance* promoviert. Als er 1956 als Dozent der erste Direktor der neugegründeten Königsteiner Ostakademie wurde, konnte er neben seinen Vorlesungen an der Hochschule seine Vortragstätigkeit bei vielen Tagungen der Ostakademie im Haus der Begegnung in Königstein und in ganz Deutschland erweitern. Auch die Studenten im Priesterseminar und an der Hochschule konnten die Vorträge der Ostakademie besuchen, zu der Professor Hadrossek namhafte Referenten einlud. 1955 war das Haus der Begegnung (HdB) eingeweiht worden, in dem zahlreiche Seminare stattfanden. Erwähnt seien nur die Internationalen Theologentage, zu denen die Studenten der west- und mitteleuropäischen Priesterseminare eingeladen wurden. Nicht ohne Grund galt das HdB damals „als bevorzugtes Zentrum vor allem religiöser und kirchlicher Veranstaltungen“ mit vielen Übernachtungsmöglichkeiten im HdB selbst, aber auch im Haus Werenfried und den benachbarten Gästehäusern Haus Georg und Haus Michael.

Hadrossek stellte nicht nur *Aktuelle Ostprobleme* vor, sondern gab *Ansprachen und Beiträge* des Breslauer Erzbischofs Kardinal Bertram heraus und analysierte *Stand und Kritik der rechtstheoretischen Diskussion zum natürlichen Recht auf die Heimat*. Das Thema des Heimatrechtes war ein Hauptanliegen der Institutionen in Königstein. Professor Karl Braunstein behandelte es als Kirchenrechtler im Licht des Naturrechts, Völkerrechts und Kirchenrechts. Professor Anton Janko als Alttestamentler bot Seminare an zur Aussage der Bibel und

besonders der Propheten zur Lage Israels in der Vertreibung in die Babylonische Gefangenschaft. Der Kirchenhistoriker Augustin Huber machte bei dem 2. Vaticanum in Rom eine Eingabe, das Konzil möge auch die Aufgabe der Kirche zur Förderung der nationalen Minderheiten in das Konzilsprogramm aufnehmen.

Weihbischof Adolf Kindermann war es gelungen, im Jahr 1966 den Völkerrechtler und Volksgruppenfachmann Theodor Veiter an die Hochschule zu holen, der den Studenten die Hauptgrundsätze des Volksgruppenrechtes nahebrachte. Mit der Evangelischen Akademie Arnoldshain veranstaltete das Albertus-Magnus-Kolleg unter dem Titel *Das Recht auf Heimat* vier mehrtägige Fachtagungen, die abwechselnd in Königstein und Arnoldshain stattfanden. Moderator aller dieser vier Tagungen war Kurt Rabl, der 1959 alle Vorträge, aber auch alle Aussprachen als *Studien und Gespräche über Heimat und Heimatrecht* in vier Bänden mit erklärenden Vorworten herausgab. Die vier Bände sind bis heute eine Fundgrube, ja eine Schatzkammer für jeden am Heimatrecht interessierten Europäer, denn sie enthalten in Band 4 außer den Vorträgen und Aussprachen ein 22-seitiges Register für alle Bände (als Personen- und Sachindex) und ein Verzeichnis des in den Vorträgen und Aussprachen erwähnten Schrifttums. Jeder Band bietet außerdem im Anhang neben der Teilnehmerliste eine Zusammenstellung juristischer Materialien zur Frage des Rechts auf Heimat.

Rudolf Grulich



Die vier Bände der internationalen Fach-Tagungen im Albertus-Magnus Kolleg und in der Evangelischen Akademie Arnoldshain sind bis heute ein wertvolles Nachschlagewerk.

Orgeln der Firma Rieger aus Jägerndorf stehen auf allen Erdteilen

Schon für das Jahr 1945 verfasste der Musikwissenschaftler Rudolf Quoika zur 100-Jahrfeier der Orgelbau-Firma Rieger einen Beitrag *Die Orgelbauer Rieger und ihr Haus*, der aber aufgrund der Kriegsereignisse nicht veröffentlicht werden konnte. Quoika hatte schon 1934 in Leitmeritz in dem Sammelband von Heinrich Donath *Die deutschen Katholiken in der Tschechoslowakischen Republik. Eine Sammlung von Beiträgen zur geistigen und religiösen Lage des Katholizismus und des Deutschtums* die Kirchenmusik im Sudetenland vorgestellt und 1965 in Mainz das Buch *Der Orgelbau in Böhmen und Mähren* veröffentlicht. Ebenfalls im Jahr 1965 hatte der Jägerndorfer Heimatbrief die Neufassung der für 1945 geplanten Publikation herausgegeben. Quoika hob hervor, dass der „Orgelbau, der jahrhundertlang hier geübt und gepflegt wurde, ... Meister in der Heimat groß werden ließ und andere in die Fremde schickte, um von den geübten Händen auch anderswo zu berichten“. Er nennt Jakob Rischak aus Troppau, Michael Engler aus Breslau und Ignaz Kobler aus Olmütz, „der nach Wien ging und dort zum Großmeister seiner Kunst heranwuchs“. Der Sudetenschlesier Franz Rieger, der 1845 die erste Orgel für die Wallfahrtskirche auf dem Burgberg bei Jägerndorf baute, überragte sie alle.

Rieger wurde am 13. Dezember 1813 in Zossen geboren und besuchte dort auch die Schule. Den Orgelbau lernte er bei Joseph Seyberth in Wien und erlebte dort in seiner Zeit als Gehilfe die Werke von Ignaz Kobler in der Wiener Schottenkirche und in der Klosterkirche von Heiligkreuz. 1844 hatte Rieger Rosalie Schmidt geheiratet, mit der er 1845 nach Jägerndorf zog, wo er sich als selbständiger Orgelbauer am Oberring niederließ und als erstes Großprojekt die Orgel in der Burgkirche baute. Sein *Opus 1* wurde ein Erfolg und Rieger ein berühmter Mann, der Aufträge aus Schlesien, Mähren und Böhmen erhielt. Seine Söhne Otto und Gustav gingen beim Vater in die Lehre. Bald nannte sich die Firma *Franz Rieger und Söhne* und ab 1873 *Gebrüder Rieger*, als Franz Rieger seinen Söhnen den Betrieb überließ. Er starb am 29. Januar 1886, nachdem er selbst fünfzig Orgeln gebaut hatte und erleben konnte, dass ihm Kaiser Franz Joseph das Goldene Verdienstkreuz verlieh und dass bis zu seinem Tode die Zahl der Rieger-Orgeln durch seine Söhne Otto und Gustav auf 180 gestiegen war.

Rieger-Orgeln standen schon bis zur Jahreswende 1900 außer in Deutschland und Österreich in Oslo, Gibraltar, Bukarest, Konstan-

tinopel, Jerusalem und in Kirchen und Kathedralen zahlreicher Kronländer der Donaumonarchie, beispielsweise in Triest, Olmütz, Neusohl, im Zipser Kapitel und Stuhlweißenburg. Auf dem Prager Hradschin, in Warschau und Czernowitz in der Bukowina, in Neusatz, Kasan und in Rom erklangen zur Begrüßung des neuen Jahrhunderts Rieger-Orgeln.

Der Sohn Otto war 1847 als zweites von neun Kindern geboren, dem Gustav 1848 als drittes Kind folgte. Beide gingen zunächst beim Vater in die Lehre, später bei Joseph Ullmann in Wien, aber auch in Bamberg und Würzburg, ehe sie die Firma des Vaters übernahmen. Auf der Wiener sowie der Pariser Weltausstellung wurde ihre Arbeit mit Medaillen ausgezeichnet. Außer an Kirchen lieferten sie auch Orgeln an Komponisten und Künstler wie Anton Bruckner oder den k. k. Hoforganisten Rudolf Dittrich in Wien sowie für Konservatorien, Musikschulen und Akademien, an das Deutsche Haus in Brünn und das k. k. Hofburgtheater in Wien. 1890 gründeten Otto und Gustav Rieger eine Filiale in Budapest, die nach ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg wieder neu aufgebaut wurde und heute die einzige Orgelbauwerkstätte Ungarns ist. Vor allem Gustav Rieger hatte die Gabe zu Erfindungen und Neukonstruktionen, die noch heute gelten, wie die Kombinationsregister, die Zweitonpfeife und die mechanische Freikombination.

Nach dem frühen Tod Otto Riegers 1903 zog sich Gustav aus der Firma zurück und lebte als Privatmann in Wien, wo er 1919 starb. Mit Otto Rieger dem Jüngeren, dem Sohn Ottos, begann die dritte Generation der berühmten Orgelbauer. Auf die geplanten Meisterjahre in Paris und Amerika musste Otto (d. J.) aufgrund des Todes seines Vaters verzichten; stattdessen übernahm er mit nur 23 Jahren die Geschäftsleitung der Firma. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges lieferte er jedes Jahr fast hundert Orgeln in alle Welt. Die Bestellungen kamen aus Rom und Agram, Wien und London, Lemberg und Lissabon, Tschenstochau und Brüssel, Buenos Aires und Mexiko. Otto Rieger der Jüngere wurde k. k. Hoflieferant und k. k. Hoforgelbauer. Papst Pius X. zeichnete ihn mit dem Ritterkreuz des St. Georgs-Ordens aus. 1920 starb Otto Rieger (d. J.), 1923 auch sein Bruder Gustav. Mehr als 75 Jahre hatten die Riegers in drei Generationen die Firma geführt. Österreich-Ungarn war zerschlagen, und es gab neue Grenzen in Mitteleuropa, das nach dem Krieg wirtschaftlich erschüttert war. Schon 1920 übertrug Anna Rieger, die Witwe Otto Riegers, die Leitung der Firma dem Ingenieur Josef von Glatter-Götz und erteilte ihm auch die Prokura.

Josef von Glatter-Götz, ein Schulfreund Otto Riegers (d. J.), war 1890 in Jägerndorf geboren und hatte die Militärakademie besucht,

wo er als Absolvent des Geniekurses Ingenieur-Leutnant im Generalstab wurde. Nach dem Ersten Weltkrieg kam er als k. u. k. Oberleutnant nach Jägerndorf zurück. Als ausgebildeter Ingenieur lernte er die Orgelbaukunst und erwarb 1924 die Firma. Er bekam anfangs in der schwierigen Nachkriegszeit nur wenige Aufträge, so dass er seine Mitarbeiter als Schreiner beschäftigen musste und andere Aufträge annahm. 1925 war er soweit, dass er eine Belegschaft von hundert Arbeitern hatte. Um die Auftragsbeschaffung zu intensivieren, unternahm er Reisen auch ins Ausland und schickte seine Söhne sogar nach Lateinamerika. Bald stellten sich neue Erfolge ein, denn 1925 baute er eine Orgel für den Konzertsaal im Hotel Pupp in Karlsbad und für Kirchen in Marienbad und Pržémysl, 1926 für die Trinitätskirche in Beuthen und für die Slowakische Musikakademie. Schon 1924 hatte er Aufträge aus der peruanischen Hauptstadt Lima erhalten; außerdem für die größte Orgel Polens in Janov. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges lieferte die Firma Orgeln in die Tschechoslowakei, nach Deutschland und Polen, Finnland und Südafrika, Jerusalem und Litauen, China, Schweden, Brasilien, Argentinien und Österreich. 1933 wurde für das Kloster Ossegg als Opus 2610 die größte Orgel der Tschechoslowakei geliefert. Selbst im Krieg wurden 1940 noch Orgeln gefertigt, nicht nur für den Prager Rundfunk, sondern auch für Gleiwitz, Wien, Neusohl in der Slowakei, Breslau und Oppeln. Ab 1943 war der Bau von Orgeln verboten.

Der Erfolg in der Zwischenkriegszeit war auch den Söhnen des Firmeninhabers, Egon und Josef, zu verdanken, die nach der Lehrzeit in der väterlichen Firma an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg Orgelkunde studierten. Ein wissenschaftlicher Auftrag zur Erforschung der Orgeln in den USA war 1939 nicht mehr möglich. Der ältere Sohn Egon Glatter-Götz fiel 1940 als Panzerleutnant. Er hatte Orgeln in Lissabon, Paris, London, Rom, Boston, Porto Allegre und für den Reichssender Breslau konstruiert. Statt einer 100-Jahrfeier bekam die Firma bereits am 9. Mai 1945 einen tschechischen Verwalter aus Kuttenberg und wurde später durch das Dekret Nr. 33 des Präsidenten Beneš wie alles deutsche Besitztum enteignet. Bis dahin waren über 3000 Orgeln in alle Welt geliefert worden. Wie es mit der Firma nach ihrem Neubeginn in Österreich weiterging, wird im nächsten Heft zu lesen sein.

Rudolf Grulich

Wir gedachten im Gottesdienst

75 Jahren organisierter Vertreibung

75 Jahre, ein Dreiviertel-Jahrhundert ist seit der Vertreibung der Deutschen aus dem Osten vergangen: Aus den Gebieten jenseits der Oder-Neiße-Linie, aus dem Sudetenland, Polen, der ganzen Tschechoslowakei, Ungarn und Jugoslawien. Es gab zwar Flucht schon 1945 vor der Roten Armee und wilde Vertreibungen nach Kriegsende, aber erst nach der Konferenz von Potsdam haben die USA, Großbritannien und die Sowjetunion 1945 die *geordnete und humane* Vertreibung von 15 Millionen Deutschen beschlossen. Sie sollte geordnet und human sein. Aber mehr als zwei Millionen starben bei der Vertreibung.

Der Bund der Vertriebenen der Wetterau hatte am Sonntag, den 5. September, in einem Gottesdienst in Ockstadt der Vertreibung gedacht und sechs Heimatpriester ausgewählt, die vorgestellt wurden. Professor Grulich, den man als Prediger eingeladen hatte, war leider gesundheitlich nicht dazu in der Lage, so dass Frau Steinhauer die Predigt vorlas, die wir kurz wiedergeben.

Die Exilregierungen Polens und der Tschechoslowakei hatten die Vertreibung ihrer Deutschen schon 1939 gefordert und Churchill hatte 1943 zugestimmt, auch Roosevelt! In Potsdam stimmte auch Stalin 1945 zu. Nach den Ausführungen Grulichs sah Stalin die große Chance und hoffte auf eine große europäische Revolution. Er hoffte vor allem auf die Revolution im zerstörten Deutschland, wenn 15 Millionen vertriebener Deutscher – arm und mittellos – das Heer der Ausgebombten noch vergrößern würden. Stalin war sich sicher, das zu erreichen, was sein Vorgänger Lenin nach dem Ersten Weltkrieg nicht erreichte: Eine Revolution in Deutschland. Aber Stalin täuschte sich!

„Wir Vertriebenen mit 30 Kilo Gepäck wurden keine Terroristen, sondern wir haben schon sehr früh versucht, Deutschland und Europa wieder aufzubauen.“ So hieß es im Text von Professor Grulich. „1950 haben das 16 Landsmannschaften der Deutschen aus dem Osten in der *Charta der Vertriebenen* bekräftigt, als sie auf Rache und Vergeltung verzichteten. Warum? Weil sie aus christlichem Geist gehandelt haben!“

Die Zahl der Zeitzeugen, die den Krieg und die Vertreibung erlebt haben, werde immer kleiner. Die Erlebnisgeneration stirbt aus. Deshalb muss die Bekenntnisgeneration ihr Wissen an die Enkelgeneration weitergeben. 1946 hatten die Besatzungsmächte in Deutschland das Wort *Vertriebene* verboten. Es gab nur *Flüchtlinge* und in der russischen Zone nur *Umsiedler*.

„Heute ist der 5. September“, hieß es in der Predigt. „In Hessen kam an diesem Tag vor 75 Jahren in Sandbach ein Zug aus der Tschechoslowakei an, mit 40 Viehwaggons, in denen jeweils 30 Leute auf Holzkisten saßen, insgesamt 1200 Vertriebene. Einen Tag vorher kam ein Zug mit 1200 Personen aus Müglitz in Schlüchtern an, eine Woche vorher ein Zug aus Mähren in Friedberg. Allein in Friedberg kamen 1946 zwanzig solcher Vertreibungstransporte, in denen keine Flüchtlinge waren sondern gewaltsam Vertriebene, am Bahnhof an, 27 Züge in Gießen, 45 in Fulda. Sie kamen meist aus der Tschechoslowakei, aber auch aus Österreich, da die Österreicher auch deutsche Vertriebene aus Ungarn und der Tschechoslowakei gleich weiter schickten nach Deutschland. In Friedberg kamen auch solche Vertreibungszüge aus Salzburg, Graz und Wien an, in Gießen auch aus Ungarn, in Fulda auch aus der Slowakei und Ungarn.

Vor dem Krieg gab es nur wenige katholische Pfarreien in der Wetterau. Aber nach Hessen kamen 394 Transporte mit Vertriebenen allein aus dem Sudetenland mit über 400 000 Leuten, die zu über 90 Prozent katholisch waren. In den Viehwaggons saßen auch Priester mit ihren Gläubigen. Sie wurden in Hessen zu Rucksackpriestern, Priester, die von Dorf zu Dorf liefen, um ihre Schäfchen zu betreuen. Erst später hatten sie ein Motorrad oder ein Auto und noch später seit 1952 eine Kirche und ein Pfarrhaus. Lange durften diese Priester die ökumenische Gastfreundschaft der Protestanten erleben und am Sonntag in evangelischen Kirchen die hl. Messe feiern.

Die Vertriebenen wussten, dass sie nicht alleine waren. Da waren unsere Priester, die uns betreuten, weil sie zusammen mit uns vertrieben waren. Auch Papst Pius XII. hatte uns nicht vergessen. Er schickte einen deutschen Bischof aus Amerika nach Kronberg, Bischof Alois Muench, der deutsche Eltern hatte, und später Nuntius in Bonn wurde.“

Wir fragen uns: Woher hatten diese Heimatpriester die Kraft? Aus dem Glauben! Sie nahmen das Wort des Propheten ernst, der in der Babylonischen Gefangenschaft die Priester ermunterte: „Tröstet, tröstet mein Volk!“ Die Heimatpriester sammelten die Verstreuten in der Diaspora und trösteten sie mit den Sakramenten. Und die Gläubigen sangen ein Trostlied: *Die Schubertmesse!*

*Wohin soll ich mich wenden,
wenn Gram und Schmerz mich drücken?
Wem künd' ich mein Entzücken,
wenn freudig pocht mein Herz?*

Die Vertriebenen sind der Schubertmesse treu geblieben, auch als es ihnen wieder gut ging. Daher wurde sie in diesem Gottes-

dienst gesungen. Stellvertretend für alle vertriebenen Heimatpriester wurden im Gottesdienst sechs Priester namentlich vorgestellt und ihrer gedacht, die in die Wetterau vertrieben wurden.

Das Haus Königstein dankt dem BdV und Herrn Pfarrer Weckwerth von Ockstadt, dass die Kollekte unserem Institut überlassen wurde. Der Dank an Ockstadt, gilt auch allen, die diesen Gottesdienst vorbereitet haben.

Wir bringen im Folgenden die sechs Kurzbiographien der Priester, derer wir gedacht haben. Dr. Adolf Winkler hat sie zusammengestellt. Unter den vielen Heimatpriestern, die mit uns das Schicksal der Vertreibung geteilt haben und derer wir heute in diesem Gottesdienst gedenken, seien stellvertretend für alle, sechs hier besonders erwähnt und ihre Lebensdaten angeführt:

Wir denken zuerst an Prälat und Apostolischen Protonotar **Dr. Karl Reiß** aus Altzedlisch im Egerland, wo er 1910 geboren wurde. Nach dem Abitur in Mies studierte er in Prag Theologie und wurde im Veitsdom 1937 zum Priester geweiht. Seine erste Kaplanstelle war in einer tschechischen Pfarrei in Melnik, dann in Haid.

Er wurde 1942 zum Doktor der Theologie promoviert und war Mitarbeiter von Prälat Bock, der nach dem Münchener Abkommen Generalvikar des deutschen Teils der Erzdiözese Prag war.

1946 kam er in tschechische Haft, weil er dem Nuntius in Prag die Schikanen der Vertreibung meldete. Nach der Freilassung wurde er wie fast alle Sudetendeutschen vertrieben und wurde Flüchtlingsseelsorger in Fronhausen und dann in Offenbach. In Offenbach-Waldheim baute er Kirche und Jugendheim und rief die Vertriebenen zu Wallfahrten in der Diözese auf.

Dr. Reiß war der erste Vertriebenen-seelsorger der Diözese Mainz und nach dem Tode von Weihbischof Kindermann dessen Nachfolger als Leiter des Sudetendeutschen Priesterwerks. Er starb 1985.

Pfarrer **Alois Baruschke** aus Partschendorf im Kuhländchen war Mährer des Jahrgangs 1909. Nach dem Abitur in Freudenthal studierte er in Olmütz, wo er am Fest der Heiligen Cyrill und Method 1934 zum Priester geweiht wurde. Er war später Pfarrer von Klein-Mohrau (Dekanat Goldenstein) im Kreis Mähr.-Schönberg, gelegen an der oberen March zwischen Grulich und Hannsdorf.

Nach der Vertreibung war er Seelsorger in Rodheim, Löhrbach und danach in Ockstadt, wo er auch 1966 starb und beigesetzt wurde.

Pfarrer **Dr. Adolf Schindler** aus Mährisch-Lotschnau wurde 1907 geboren. Er stammte aus demselben Erzbistum wie sein Mitbruder

Baruschke. Er empfing die Priesterweihe 1932 im Dom zu Olmütz. Bis zur Aussiedlung 1946 wirkte er zuerst als Kaplan dann als Administrator und seit 1940 als Pfarrer in Bad Groß-Ullersdorf im Tesstal bei Mähr. Schönberg. 1938 promovierte er zum Doktor der Theologie. 1946 kam er nach Schotten in den Vogelsberg, wo er die Pfarrei aufbaute und die seit der Reformation zum Erliegen gekommene Wallfahrt zur Schmerzhafte Muttergottes wiederbelebte.

Als die Vertriebenen von der Stadt Schotten die Erlaubnis bekamen, selbst im Wald Holz zu fällen, half er mit seinem Kaplan den Frauen, Kindern und alten Leuten beim Holzhacken. Als der Kaplan müde wurde, spornte ihn sein Pfarrer an und ermunterte ihn: „*Herr Kaplan, nehmen Sie sich ein Beispiel am hl. Bonifatius, auch er hat als Holzhacker bei der Donar-Eiche angefangen*“.

1977 nahm er Abschied von Schotten, verlebte seinen Ruhestand in Okarben und verstarb dort 1987.

Pfarrer **Edmund Artel** aus Odrau wurde 1908 geboren. Er wurde wie Adolf Schindler in Olmütz 1932 zum Priester geweiht und kam direkt als Kaplan nach Goldenstein. Nach dem Tode seines Chefs, Dechant Franz Breuer, wurde er 1940 Administrator und 1941 durch päpstliches Dekret Pfarrer von Goldenstein. Mit dem letzten Aussiedlungstransport aus Goldenstein kam Pfarrer Artel Anfang Oktober 1946 über die Lager Gießen und Butzbach in das Wetterauer Bauerndorf Gambach, wo er anfangs als Lokalkaplan der Pfarrei Butzbach die vertriebenen Katholiken in Gambach und den umliegenden Ortschaften Ober-Hörgern, Holzheim und Eberstadt sammelte.

Der Bau der 1953 in Gambach eingeweihten Maria-Himmelfahrtskirche ist durch großzügige Unterstützung der belgischen Katholiken, denen die Situation der Vertriebenen durch Vortrags- und Bettelreisen von Pfarrer Artel nahegebracht wurde, ermöglicht worden. Ebenso beigetragen zur Finanzierung haben die ehemaligen Goldensteiner Pfarrkinder durch ein monatliches Kirchbauopfer und tatkräftigen Arbeitseinsatz. Dadurch wurde die Gambacher Kirche zum geistigen Mittelpunkt nicht nur für die eigentlichen Goldensteiner sondern für die ganze Goldensteiner Pfarrgemeinde. Edmund Artel organisierte hier die alle zwei Jahre unter großer Beteiligung stattfindenden Goldensteiner Treffen. Auch beteiligte sich Pfarrer Artel an den Treffen seiner Odrauer Heimatgemeinde.

Die selbständige Pfarrei Gambach wurde 1956 errichtet und umfasste zusätzlich den Nachbarort Griedel. 1959 wurde noch der Bau der Filialkirche St. Matthias in Holzheim vollendet. 1967 erfolgte die Ernennung zum Geistlichen Rat durch Kardinal Volk. 1970 wurde Pfarrer Artel Dekan des Dekanates Friedberg. Auch nach seiner

Versetzung in den Ruhestand 1983 blieb er seelsorglich tätig. Für seine Verdienste wurde ihm 1989 das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Kurz nach seinem diamantenen Priesterjubiläum verstarb Pfarrer Artel am 26. April 1992 (Weißer Sonntag) auf dem Weg zum Gottesdienst und wurde unter großer Beteiligung der Gambacher und Goldensteiner Pfarrkinder in Gambach beigesetzt.

Pfarrer **Anton Rawitzer** aus Stiebenreith wurde 1915 geboren. Er war Priester der Erzdiözese Prag, wurde aber 1939 in Leitmeritz geweiht, das seit 1938 dem Deutschen Reich angehörte, während Prag seit März 1939 im Protektorat lag. Vor der Vertreibung war er Administrator in Lichtenstein im Egerland.

Nach der Vertreibung landete er in Nidda, ehe er Seelsorger in Echzell wurde. Dort baute er Kirche und Pfarrhaus. 1978 wurde er zum Geistlichen Rat ernannt. Er starb 1996 in Friedberg.

Der letzte Priester, den wir heute namentlich erwähnen ist Pfarrer **Johannes Klein** aus Haukowitz im Kreis Sternberg, wo er 1906 geboren wurde. Er besuchte anfangs das deutsche Gymnasium in Kremsier, das aber nach dem ersten Weltkrieg tschechisiert wurde, so dass Johannes Klein 1925 sein Abitur in Freudenthal ablegte. Theologie studierte er in Olmütz, wo er 1929 zum Priester geweiht wurde. Kaplan war er in Füllstein, Meltsch und Reitendorf und seit 1937 Pfarrer in Geppersdorf. 1946 kam er nach Grebenau, wo er die Pfarrstelle übernahm. Bis zu seiner Pensionierung 1977 organisierte er die Heimat-Treffen seiner ehemaligen Pfarrkinder aus Geppersdorf, Pföhlwies, Stollenhau und Heinzendorf. Seine Bemühungen, eine kleine Pfarrkirche für die Heimatvertriebenen zu errichten, führte 1956 mit dem Bau der Kirche in Grebenau zum Erfolg. Er starb 1987 in Baiental.

Wir haben diese sechs Heimatpriester ausgewählt, die bei der Vertreibung mit ihren Pfarrangehörigen tagelang im selben Viehwagon saßen und so mit den ihnen anvertrauten Pfarrkindern das gleiche Schicksal teilten. Wir nennen sie gerne Heimatpriester, weil sie die gleiche sudetendeutsche Heimat hatten. Als der Papst die Priester aufrief, als Hirten mit ihrer Herde zu leben und ihren Stallgeruch zu spüren, meinte er auch diese Nähe der Heimatpriester mit ihrer Gemeinde. Den Gottesdienst hat die Pfarrgemeinde St. Jakobus, Ockstadt aufgezeichnet. Die Aufnahme ist drei Monate lang abrufbar unter der Website: www.Pfarrei.St.Jakobus.Ockstadt.Bistum.Mainz oder <https://bistummainz.de/pfarrei/ockstadt>.

Unser Bücherangebot

Arnold Spruck, **„Wurzeln und Wege. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda“**. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten, EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

Zur Seligsprechung von P. Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten, EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, „Dort auch bist ja Du mir nahe“. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche, **„Wohin soll ich mich wenden?“ Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**, 2017. 192 Seiten, EUR 9,80.